



DRADEK

Studies in Philosophy of Literature, Aesthetics,
and New Media Theories

Vol. VI Num. 1 2020

ISSN 2465-1060
[online]

*Aesthetics and Politics in
Wilhelm von Humboldt*

Edited by
Isabella Ferron

with a foreword by
Marco Ivaldo

powered by



UNIVERSITÀ DI PISA

Comitato Direttivo/Editorial Board:

Danilo Manca (Università di Pisa, editor in chief), Francesco Rossi (Università di Pisa),
Alberto L. Siani (Università di Pisa).

Comitato Scientifico/Scientific Board

Leonardo Amoroso (Università di Pisa), Christian Benne (University of Copenhagen),
Andrew Benjamin (Monash University, Melbourne), Fabio Camilletti (Warwick
University), Luca Crescenzi (Università di Trento), Paul Crowther (NUI Galway),
William Marx (Université Paris Ouest Nanterre), Alexander Nehamas (Princeton
University), Antonio Prete (Università di Siena), David Roochnik (Boston University),
Antonietta Sanna (Università di Pisa), Claus Zittel (Stuttgart Universität).

Comitato di redazione/Executive Committee:

Alessandra Aloisi (Oxford University), Daniele De Santis (Charles University of
Prague), Agnese Di Riccio (The New School for Social Research, New York), Fabio
Fossa (Università di Pisa), Beatrice Occhini (Università di Napoli “L’Orientale”), Elena
Romagnoli (Scuola Normale Superiore di Pisa), Marta Vero (Università di Pisa, journal
manager).

ODRADEK. Studies in Philosophy of Literature, Aesthetics, and New Media Theories.
ISSN 2465-1060 [online]

Edited by Università di Pisa



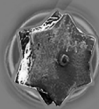
License Creative Commons

Odradek. Studies in Philosophy of Literature, Aesthetics and New Media Theories is
licensed under a Creative Commons attribution, non-commercial 4.0 International.

Further authorization out of this license terms may be available at <http://zetesisproject.com> or writing to: zetesis@unipi.it.

Layout editor: Stella Ammaturo

Volume Editor: Isabella Ferron



DRADEK

Studies in Philosophy of Literature, Aesthetics,
and New Media Theories

Vol. VI Num. 1 2020

ISSN 2465-1060
[online]

*Aesthetics and Politics in
Wilhelm von Humboldt*

Edited by
Isabella Ferron

with a foreword by
Marco Ivaldo

powered by



UNIVERSITÀ DI PISA

Humboldts Konzept einer sprachlichen Weltansicht und seine Stellung in der Geschichte des sprachlichen Relativismus

Gerda Haßler

Abstract

The idea of a linguistic worldview was clearly expressed in German national romantic thought of the early 19th century, where language was seen as the expression of the spirit of a nation. Wilhelm von Humboldt argued that every language shaped the world-view of its speakers, but he also saw a possibility to improve human knowledge in the co-action of languages.

The idea of linguistic relativity can be found in John Locke's statement that words interpose themselves between our understandings and the truth which it would contemplate and apprehend. In the 18th century, we can find formulations that our language accustoms us to arrange our ideas in a specific way, that some languages are more suitable for certain kinds of thought, or that metaphors have significant influence on peoples' thought. In the 20th century the Neo-Humboldtian school revitalised the idea of an influence of language on thought in a

reductionist way. At the end of the 20th century, some authors, for example John J. Gumperz and Stephen C. Levinson, tried to rethink linguistic relativity and to prove it by empirical results.

1. Zur Aktualität der Fragestellung und zu ihren Gefahren für die Historio- graphie

Es gibt Themenbereiche im Umfeld der Sprache, deren Behandlung zeitlose Gültigkeit hat, in denen man tatsächlich von einem ständigen Akkumulieren von Wissen sprechen kann. Frühere Feststellungen, etwa zu Etymologien, können durch neue Erkenntnisse korrigiert, ergänzt oder bestätigt werden. Bei der Frage, ob die Verschiedenheit der Sprachen mit einer Vielfalt an Kulturen korreliert, ist dies keinesfalls so einfach. Die Fragestellung als solche scheint dafür prädestiniert, zu unterschiedlichen Zeiten entweder leidenschaftlich diskutiert oder als obsolet beiseite gestellt zu werden.

In diesem Beitrag soll es nicht um unmittelbare Einflüsse früherer Autoren auf Humboldt gehen, sondern es wird davon ausgegangen, dass einmal entstandene und immer wieder aufgegriffene Konzepte fortwirken und bei wichtigen Autoren eine Ausprägung erfahren, die sie für die Nachwelt untrennbar mit diesen Autoren verbindet. Bei der Annahme einer einzelsprachlichen Prägung des Denkens, die heute als die Idee Humboldts von einer sprachlichen Weltansicht bekannt ist, handelt es zweifellos um ein solches Konzept. Zunächst sollen einige Formulierungen der einzelsprachlichen Prägung des Denkens bei bekannten Philosophen und Sprachtheoretikern vorgestellt werden, um dann das Besondere bei Humboldt herauszuarbeiten.

Als Hans Helmut Christmann 1966 einen Artikel über *Die Geschichte der These vom Weltbild der Sprache* schrieb¹, in dem er vor allem französische und italienische Sprachtheoretiker der Aufklärung behandelte, stand fest, dass es sich nur um einen historischen Gegenstand handeln konnte. Hatte die inhaltbezogene Sprachbetrachtung bis in die 60er Jahre hinein über die Schulbücher in Deutschland gewirkt und hatte man die Sprachauffassung Leo Weisgerbers und Jost Triers – je nach Auffassung – verteidigt oder heftig kritisiert, so war diese Zeit Ende der 60er Jahre vorbei.

Heute sieht dies anders aus. Das Reflektieren über Zusammenhänge zwischen der Vielfalt der Sprachen und der Unterschiedlichkeit der Kulturen und Weltzugänge hat eine bemerkenswerte Konjunktur erfahren. Sogar innerhalb der kognitiven Linguistik wird über die Tönung kognitiver Vorgänge durch unterschiedliche Sprachen nachgedacht. Bereits in den neunziger Jahren war ein Höhepunkt der Diskussion über die Sprachrelativität des Denkens erreicht. So erschien 1996 ein von John J. Gumperz und Stephen C. Levinson herausgegebener Sammelband unter dem programmatischen Titel *Rethinking linguistic relativity*². Auf Tagungen, deren Ergebnisse veröffentlicht wurden³, wurde empirische Evidenz für das sprachliche Relativitätsprinzip vorgeführt, und im Zusammenhang mit dem 100. Geburtstag Leo Weisgerbers wurde seitens der Historiographie der

1 Christmann (1967), S. 441-469.

2 Gumperz – Levinson (1996).

3 Nemeier – Dirven (2000); Pütz – Verspoor (2000).

Linguistik zur Interpretation und Re-Interpretation seiner Sprachtheorie angeregt⁴.

Gerade durch die Aktualität des Gegenstands ergeben sich jedoch auch Gefahren für historiographisches Arbeiten. Häufig freuen sich Autoren, die eigene Problemstellung in einem Text aus einem früheren Jahrhundert wiedererkannt zu haben⁵. Auch wenn damit ein als solcher nicht zu unterschätzender Schritt in der Entwicklung des historischen Horizonts einer Wissenschaftsdisziplin erreicht ist, der auch einfach "ideenspendend" sein kann, wird man einer vollständigen Deutung eines historischen Begriffs nur durch eine Verbindung der Interpretation mit historischer Rekonstruktion gerecht.

Andererseits erscheint es durchaus legitim an die Texte aus früheren Jahrhunderten Fragen zu stellen, die von heutiger Relevanz sind. Der oben zitierte Beginn des mit *Language, thinking, and reality* überschriebenen Kapitels deutet an, weshalb das Verhältnis von Universalien und Relativität als ein Spannungsfeld betrachtet werden kann, in das sich sprachtheoretische Diskussionen in jeweils spezifischen historischen Bezügen über Jahrhunderte einordnen. Das als Sprachrelativität des Denkens bezeichnbare Konzept, dass Kulturen über Sprache die Art und Weise unseres Denkens beeinflussen, dass etwa durch Wortschatzgliederungen die Einteilung der Wahrnehmungen vorgegeben oder kanalisiert

⁴ Dutz (2000).

⁵ So z. B. Gumperz – Levinson, die die Preisfrage der Berliner Akademie für das Jahr 1757 *Quelle est l'influence réciproque des opinions du peuple sur le langage et du langage sur les opinions?* ihrem Buch voranstellen. Gumperz – Levinson (1996), S. 1.

wird, scheint durch vielfältige Alltagserfahrungen nahegelegt. Genannt werden von Gumperz und Levinson mit dem Zweitspracherwerb, den Grenzen der Übersetzbarkeit, dem Scheitern diplomatischer Bemühungen an sprachlichen Hindernissen die wohl offensichtlichsten Bereiche.

Im Folgenden soll die Entwicklung der Idee einer Sprachabhängigkeit des Denkens vor Wilhelm von Humboldt an einigen Beispielen skizziert werden, um danach Humboldts Konzept der 'sprachlichen Weltansicht' in seiner Tragweite und Widersprüchlichkeit zu betrachten. Die Beispiele sollen die Breite der Denkrichtungen repräsentieren, in denen eine einzelsprachliche Prägung des Denkens angenommen wurde. Die Auswahl erfolgte nach der Prägnanz der Formulierung und der Bedeutsamkeit der Autoren.

2. Die Herausforderung der Vielfalt der Sprachen

2.1. Der Kontakt mit außereuropäischen Sprachen

Eine Herausforderung für die an der griechisch-lateinischen Tradition orientierte Sprachbeschreibung stellten die Eingeborenen Sprachen dar, auf die man im Ergebnis der Entdeckungsreisen und der beginnenden Kolonialisierung gestoßen war. Bei der Beurteilung der ersten Beschreibungen dieser Sprachen

muss berücksichtigt werden, dass sie vor allem als Instrumente für spätere Missionare verfasst wurden. Der Gebrauch der lateinischen Sprache als Metasprache und kategoriales Instrument ergab sich daraus als pragmatische Konsequenz.

Ein Beispiel der exogenen Übertragung grammatischer Kategorien findet sich in einer Quechua-Grammatik, der *Gramatica y arte de la lengua general de todo el Peru, llamada lengua Quichua, o lengua del Inca* (1607) des Jesuiten Diego Gonçalez Holguin⁶:

Was bedeutet es, Nomina zu deklinieren? Es bedeutet, zu zeigen, auf wie unterschiedliche Weisen ein Nomen enden kann und wie viele Endungen, die Kasus heißen, es hat. Es sind deren sechs, jeder einzelne ist an seiner eigenen Endung erkennbar, diese Endungen sind Partikeln, die nichts bedeuten, als dass jede ihren Kasus kennzeichnet⁷.

Die Kategorie des Kasus wird hier in Anlehnung an einen Katechismus eingeführt und formal definiert. Damit wird die Voraussetzung geschaffen, an 'Wurzeln' angehängte Elemente als Kasus zu bestimmen und sie funktional nach den sechs Kasus des Lateinischen zu deuten. Gleichzeitig wird die Bedeutung dieser Endungen als exklusive Kasusmarkierung gekennzeichnet und andere Bedeutungen werden ausgeschlossen.

6 Gonçalez Holguin (1607), Libro 1, nicht paginiert, S. [14]: "Que cosa es declinar nõbres? Es mostrar de quantas maneras puede vn nombre acabarse y quantas terminaciones tiene, que se llamã casos, los quales son seys, cada vno conocido por su propria terminacion, que son estas particulas, que no significan nada, sino señalar cada vna su caso [...] pa. Pac. Ta. ò. [...] y el, Plural *Cuna*".

7 Übersetzungen, wenn nicht anders angegeben, stammen von der Autorin.

Auch für ein Verständnis der Varietäten der Eingeborenen-sprachen bezieht man sich auf Konzeptualisierungen, die aus den sprachgeschichtlichen Entwicklungen in Europa hervorgegangen sind und die Verhältnisse in Amerika nicht angemessen widerspiegeln. So werden die *Lenguas Generales* nicht als erst in jüngerer Zeit mit überregionaler Geltung eingeführte Verkehrssprachen betrachtet, sondern als Ausgangspunkt einer Korruption, in deren Ergebnis die vielen einzelnen Eingeborenen-sprachen entstanden seien. In diesem Sinne äußert sich zum Beispiel Alonso de Huerta in seiner *Arte Breve de la lengua Quechua* (1616)⁸.

Neben solchen Feststellungen, die auf eine exogene Übertragung vom metasprachlichen Verarbeiten der Verhältnisse in europäischen, vor allem in romanischen Sprachen, schließen lassen, gibt es jedoch auch Ansätze für eine Wahrnehmung der kategorialen Spezifik der amerikanischen Sprachen. In einigen Fällen werden zwar nicht die für die beschriebenen Sprachen zutreffenden Kategorisierungen erkannt, immerhin wird jedoch festgestellt, dass die aus der lateinischen Grammatik bekannten Kategorien nicht vorhanden sind⁹:

8 Huerta [1616] (1993) S. 18.

9 Valdivia [1606] (1876), S. 4 (Facsimile-Ausgabe von Julio Platzmann, Leipzig, B.G. Teubner 1876): "Quatro cosas tiene esta lengua de Chile que la facilitan mucho y dan animo para aprendella. La primera es, que en todo el Reino de Chile no ay mas de esta lengua qui corre desde la Ciudad de Coquimbo y sus terminos hasta las Islas de Chile y mas adelante [...]. La segunda es, que es muy regular y uniforme esta lengua en las formaciones de los tiempos y personas, que casi no ay verbo irregular, y lo cōtrario desto haze difficiles otras lenguas, como se vee en la Latina. La tercera es, que para todo genero de verbos, Sustantiuo, Transitiuos, y Neutros, no ay mas de vna conjugacion, y esta tan abundante de tiempos, que excede a la Latina, la qual abundancia facilita mucho el aprender vna lengua, [...]"

Vier Merkmale hat diese Sprache aus Chile, die ihr sehr zum Vorteil gereichen und dazu ermutigen, sie zu lernen. Das erste besteht darin, dass es im ganzen Königreich Chile keine andere Sprache gibt und dass sie sich von der Stand Coquimbo bis über die Inseln von Chile hinaus ausdehnt. Zweitens ist diese Sprache sehr regelmäßig und einförmig in der Bildung ihrer Tempora und Personen, so dass es sozusagen kein unregelmäßiges Verb gibt, im Gegenteil zu dem, was andere Sprachen schwierig macht, wie man am Latein sehen kann. Das dritte Merkmal ist, dass es für alle Arten von Verben, für die Kopula, die Transitiva und die Neutra, nur eine Konjugation gibt und dass diese so reich an Tempora ist, dass sie das Lateinische übertrifft. Dieser Reichtum hilft sehr beim Erlernen dieser Sprache [...].

Gemessen am Lateinischen wird hier ein Fehlen unregelmäßiger Verbformen und die Reduktion der Verben auf eine Konjugationsklasse konstatiert, deren Formenvielfalt dann allerdings als Vorhandensein von noch mehr Tempora als im Lateinischen gedeutet wird. Dass mit den gegebenen Formen andere als nur temporale Funktionen unterschieden werden könnten, liegt außerhalb der Wahrnehmungsmöglichkeiten, immerhin wird jedoch eine völlig andere Strukturierung des Verbalsystems erkannt.

Die Feststellung der Andersartigkeit der Grammatik einer Sprache kann sich dabei auch mit dem ausdrücklichen Hinweis auf deren kulturellen Wert verbinden. Fehlende Einsicht in die tatsächlichen Grammatikalisierungsverhältnisse führt oft zur

Feststellung eines einfachen und ursprünglichen Charakters von Sprachen. Dem wird jedoch ausdrücklich entgegengehalten, dass diese Sprachen keinesfalls auf einen barbarischen Charakter oder mangelnde Würde der betreffenden Völker schließen lassen.

2.2. Die Suche nach der perfekten Sprache und der Streit um die Universalität des Französischen

Ein mit dem Verlust der universellen Geltung des Lateins verbundener Gesichtspunkt der Sprachdiskussion sind die Kriterien, die für eine perfekte Sprache, d.h. vorrangig eine für die Wissenschaften geeignete, gelten sollen. Diese Frage wird nicht unbedingt als Aufstellung universeller Eigenschaften verstanden, sie kann sich vielmehr durchaus aus der Wertung vorhandener Sprachen ableiten. Charakteristisch für diesen Bereich der Diskussion ist jedoch ein stark konstruktivistisches Moment, das auch dazu anhält, Sprachen nach einem Idealbild zu verändern oder a priori neu zu entwickeln. Erinnerung sei an die Universalisprachenprojekte des 17. Jahrhunderts sowie an Leibniz' *characteristica universalis*. Der Versuch der Ideologen in Frankreich, die Thematik des Einflusses der Zeichen auf die Wissenschaften noch einmal im Zusammenhang mit möglichen Verbesserungen der Zeichensysteme zu erörtern, schließt diese Diskussion am Ende des 18. Jahrhunderts zunächst ab.

Ebenso wie im Fall des Lateins, führt auch die Infragestellung des Französischen als Gelehrten-

sprache dazu, dass die universelle Geltung im Gebrauch problematisiert wird. Verwiesen sei auf die von der Berliner Akademie aufgeworfene Frage nach der Universalität des Französischen (1782-1784)¹⁰. Eine Frage nach den Gründen für die Universalität des Französischen hatte es vorher an der Académie Française selbst gegeben, schließlich wurde sie um 1810 unter sehr spezifischen Bedingungen in Portugal nochmals gestellt.

Die Logik, die dem Phänomen der Universalität innewohnt, trug dazu bei, dass bestimmte Argumente oder Fakten immer wieder als beweiskräftig angeführt werden. Daraus entsteht auch der Eindruck eines Gleichklangs der Argumentation. Als Ursachen der Universalität des Französischen wurden die Natur dieser Sprache (Leichtigkeit, Regelmäßigkeit, Klarheit, Ausformung), die Qualität der französischen Nation und die französische Außenpolitik genannt. Bei Johann August Eberhard, einem Hallenser Philosophen, liest man als Gründe für die Bevorzugung des Französischen dessen Vortrefflichkeit (Perfektion, Reichtum des Wortschatzes, Deutlichkeit), die überlegene Kultiviertheit dieser Sprache und der Franzosen (Literatur, Geschmack, Vorbildwirkung) und schließlich die Wirkung nach außen.

Besonders in Rivarols Schrift ist festzustellen, dass er die unterschiedlichsten Argumente aus der bisherigen Sprachdiskussion entlehnt und in sehr inkohärenter Weise nebeneinanderreihet. Die Feststel-

¹⁰ Zur Berliner Preisfrage nach der Universalität des Französischen vgl. Christmann (1978), S. 24-37, und Storost (1994).

lung, dass die natürliche Wortfolge, die das Französische habe, am besten den Gesetzen des universalen Denkens folgen würde, steht unvermittelt neben Argumenten, die aus sensualistischen Sprachtheorien entlehnt sind und von einer Verwendung der Sprache für den Ausdruck und die Hervorrufung von Leidenschaften ausgehen. In der Diskussion um die Vorzüge einer Sprache kam es offensichtlich nicht auf Schlüssigkeit der Argumentation, sondern auf passfähige Ordnung der Topoi an.

Diese Diskussion um das *génie de la langue française* hatte auch die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang von Sprache und Denken und die Auswirkungen sprachlicher Besonderheiten gelenkt.

2.3. Ansätze zu einer erkenntnistheoretischen Deutung der Vielfalt der Sprachen

Die Möglichkeit, die Verschiedenheit der Sprachen auch im Hinblick auf die Erkenntnismöglichkeiten der Menschen und ihre kulturellen Zusammenhänge zu deuten, hatte sich bei Locke bereits angedeutet. Unter Ausdehnung des Begriffs der Arbitrarität nicht nur auf die Beziehung zwischen Zeichen und Ideen, sondern auch auf die Zusammensetzung der komplexen Ideen selbst, stellte Locke fest, dass die Umwelt und der Umgang mit den Dingen darüber entscheiden, welche komplexen Ideen durch sprachliche Zeichen gefestigt werden. Ideenkombinationen, die im Leben der Menschen häufig auftreten, werden zu komplexen Ideen und erhalten eigene Bezeichnungen, während seltene Kombinationen von

Ideen ohne Namen bleiben. Den Zusammenhang, der sich dadurch zwischen den Wörtern einer Sprache und der Begriffswelt ihrer Sprecher herausbildet, verdeutlicht Locke am Beispiel der Unterscheidung von *Eis* und *Wasser* in verschiedenen Sprachen¹¹. Das Vorhandensein der unterschiedlichen Bezeichnungen *ice* und *water* und der häufige Umgang mit den entsprechenden Erscheinungen würde jedem Engländer nahelegen, auch deutlich zwischen den beiden verschiedenen Dingen zu unterscheiden. Jemand, der in Jamaika aufgewachsen sei und daher weder die Erscheinung Eis noch den zugehörigen Namen dafür kenne, würde dagegen nicht zögern, 'Eis' und 'Wasser' als ein und dieselbe Sache anzusehen.

Schließlich gelangt Locke zu einer noch weiter gehenden Feststellung über den Nebel, den die Sprache mitunter zwischen dem menschlichen Erkenntnisvermögen und der Objektwelt aufziehen lässt. Die Wörter als ein Hindernis, das sich zwischen das menschliche Denkvermögen und die Realität der Außenwelt schiebt, werden hier vor allem im sprachkritischen Sinne thematisiert¹²:

Wörter schieben sich so sehr zwischen unser Verstehen und die zu betrachtende und zu erfassende Welt, dass ihre Dunkelheit und Unordnung nicht selten einen Nebel vor unseren Augen ausbreiten, ähnlich einem Medium, durch das wir sichtbare Objekte sehen.

¹¹ Locke [1690] (1894), Bd. II, S. 69.

¹² Ebd., S. 119: "At least they [words] interpose themselves so much between our understandings, and the truth which it would contemplate and apprehend, that, like the medium through which visible objects pass, the obscurity and disorder do not seldom cast a mist before our eyes".

Besonders in der französischen Übersetzung durch Coste, der Locke in seinem Vorwort bereits gegen den Vorwurf des Skeptizismus verteidigen musste¹³, wurde der *Essay* Lockes zu einem wichtigen Referenztext der Sprachdiskussion der europäischen Aufklärung. Folgenreich ist bei Locke die Annahme einer Relativität der Begriffsbildungen in den Bereichen der Moral und der Religion. Mit dem Negieren eingeborener Ideen lag es nahe, keine allgemeinen Prinzipien für das menschliche Verhalten mehr anzunehmen. Dies bedeutete zwar nicht völlige Beliebigkeit, wie Locke von seinen Gegnern vorgehalten worden war, wohl aber die Annahme einer Historizität der Begriffe und die Aufforderung zur Suche nach anderen Grundlagen für gemeinsame Prinzipien im Verhalten der Menschen¹⁴.

Die Rückführung der Begriffe auf einfache und von den Sinneswahrnehmungen erfahrene Ideen war für Locke der sicherste Weg, paradoxen und extrem skeptizistischen Schlussfolgerungen aus seinem nominalistischen Ansatz zu entgehen. Dies ist jedoch gerade im Bereich der Religion und der Moral nicht immer möglich. Der Weg, den Locke für solche Fälle vorschlägt, ist eine semantische Plausibilisierung der Konvention, die dem allgemeinen und abstrakten Begriff zugrunde liegt. Die gesamte Aktivität des menschlichen Intellekts ist dabei nur durch das Vorhandensein und das Zusammenwirken von Zeichen erklärbar. Die Entscheidung darüber, welche komplexen Begriffe mit Zeichen belegt und von daher

13 Locke [1700] (1994), S. X-XI.

14 Ebd., S. 25.

gefestigt werden, ist konventioneller Art und unterliegt sozialer Autorität. Da die Vereinigung von Ideen unter einem Namen arbiträr ist, haben die untereinander verschiedenen Sprachen auch verschiedene Konventionen getroffen¹⁵.

2.4. Erkenntnistheoretische Notwendigkeit der Sprachenvielfalt und geschichtsphilosophische Erklärung

Bei Leibniz dominiert dagegen der erkenntnistheoretische Gesichtspunkt einer Wertung der Sprachverschiedenheit. Für ihn ordnet sich die Sprachenvielfalt und die erkenntnistheoretische Wertung der Sprachverschiedenheit in grundsätzliche philosophische Zusammenhänge ein, die mit seiner *Monadologie* (1714) in Beziehung stehen. Die Vielfalt der Sprachen ist analog zur Vielheit der Monaden notwendig, damit die Welt auf möglichst vielfältige Weise erfasst und dadurch gewissermaßen multipliziert wird. In diesem Sinne erwartet sich Leibniz auch Aufschlüsse für die Erkenntnis der Wirklichkeit und der menschlichen Denkprozesse durch die Aufzeichnung und den Vergleich des Wortschatzes und der Grammatiken verschiedener Sprachen. Schon Sigrid von der Schulenburg stellte fest: "Die Verschiedenheit der Sprachen ist also in Leibnizens Meinung mit der Verschiedenheit der menschlichen Naturen von Anbeginn gegeben. Sie gilt nicht mehr als ein Fluch aus den Tagen des babylonischen

¹⁵ Ebd., S. 347 f.

Turmbaus”¹⁶. Damit ist auch die Basis dafür gegeben, Verschiedenheit nicht im Widerspruch zur Natürlichkeit zu verstehen.

Vico nimmt schließlich gegenüber den verschiedenen Ausprägungen in den einzelnen Sprachen¹⁷ für die menschliche Sprachfähigkeit ein mentales Wörterbuch an, das sich auf allen Entwicklungsstufen und in den verschiedenen Sprachen wiederfindet. Die Bezeichnungen dieses mentalen Wörterbuchs rühren von der Ewigkeit her und geben allen verschiedenen artikulierten Sprachen die Bedeutungen. In der Zeit, in der die Familien, die ersten heroischen Städte und auch die Sprachen entstanden, wurden der Bezeichnungsgebung jeweils unterschiedliche Merkmale zugrunde gelegt, so dass sich die Sprachen der einzelnen Völker zwar unterscheiden, hinter ihnen aber eine Sprache steht, in der die ewige ideale Geschichte spricht¹⁸. Die Annahme eines solchen mentalen Wörterbuchs lässt sich in Analogie zur Vorstellung von einer idealen Geschichte sehen, auf die sich die Nationalgeschichten zubewegen (“una storia ideal eterna, sopra la quale corron in tempo le storie di tutte le nazioni ne‘ loro sorgimenti”)¹⁹.

Das Vertrauen in die Übereinstimmung der sprachlichen Gliederung mit der Ordnung der Welt findet sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch einen elementaren empirischen Tatbestand in Frage gestellt, der die alte Frage nach der Arbitrarität der sprachlichen Zeichen neu stellen lässt: die Verschie-

16 Schulenburg (1973), S. 4.

17 Vico (1990), Bd. I, S. 613.

18 Ebd., S. 441.

19 Ebd., S. 552.

denheit der Sprachen. War es in der unmittelbaren Nachfolge Descartes noch möglich gewesen, gerade die Unterschiedlichkeit der verschiedenen sprachlichen Benennungen ein und desselben Begriffs oder Sachverhalts als Beleg für die Willkürlichkeit der Beziehung zwischen Sprache und Denken zu benutzen, so erforderte ein neues, auch die semantische Seite einschließendes Verständnis des Arbitraritätsbegriffs neue Lösungen.

Die Konsequenzen, die sich etwa bei Leibniz und Vico aus der Annahme eines historisch eingerichteten Charakters sprachlicher Zeichen ergeben, gehen allerdings in unterschiedliche Richtungen. Vicos Anliegen ließe sich im weitesten Sinne als Versuch einer Erklärung der intersubjektiven Welt menschlicher Kultur verstehen. Im Zentrum steht dabei eine historisch-institutionelle Deutung des Arbitraritätsbegriffs, die sich insbesondere durch ihre pragmatische und rechtshistorische Ausrichtung vom Vorgehen Leibniz' unterscheidet, sich mit diesem jedoch in der Vereinbarung des historisch-institutionellen Zeichencharakters mit der metaphorischen Bedeutsamkeit der Zeichen trifft²⁰.

20 Ebd., S. 347 f.

3. Gibt es eine Wechselwirkung zwischen den Meinungen der Völker und ihren Sprachen?

3.1. Verbreitung der Fragestellung

Für die Feststellung einer Korrelation zwischen der Verschiedenheit der Sprachen und der Verschiedenheit der Kulturen und Denkweisen gibt es im 18. Jahrhundert Belege in verschiedenen nationalen Traditionen. Neben den bereits genannten Ansätzen, die für das frühe 18. Jahrhundert stehen, seien einige besonders repräsentative Formulierungen von Etienne Bonnot de Condillac, Johann Heinrich Lambert und Cesare Beccaria genannt, die für das Auftreten des Konzepts einer einzelsprachlichen Geformtheit des Denkens in verschiedenen nationalen Traditionen stehen²¹: “Ich stelle fest, dass die Menschen daran gewöhnt sind, die Dinge so zu erfassen, wie sie in der von Geburt an erlernten Sprache ausgedrückt sind, und dass daher ihr Geist naturgemäß eingeschränkt ist”. In dieser Absicht kann man dasjenige zu dem *genio* einer Sprache rechnen, wodurch sie zu einer gewissen Art und Form der Erkenntnis biegsamer ist als zu anderen²²:

Je urwüchsiger ein Volk ist, umso weniger sieht es die Unterschiede zwischen den Gegenständen, daher werden – je urwüchsiger ein Volk ist –

²¹ Condillac [1746] (1948-51), Bd. I, S. 100: “Je réponds qu’acoutumés à concevoir les choses de la même manière qu’elles étoient exprimés dans la langue qu’ils avoient apprise en naissant, leur esprit étoit naturellement rétréci”.

²² Lambert (1764), Bd. II, S. 191.

seine Metaphern umso verwegener und stärker sein, weil es weniger Unähnlichkeiten als ein an Beobachtung gewohntes Volk sehen wird. Daraus ist ersichtlich, wie sehr die Sprache die Meinungen der Menschen beeinflusst, und umgekehrt die Meinungen die Sprache²³.

Die genannten Zitate von Condillac und Lambert könnten isoliert betrachtet sogar als Ausdrucksformen einer Auffassung angesehen werden, die später den Namen *Sprachdeterminismus* erhalten sollte. In Wirklichkeit wäre hier natürlich der weitere sprachtheoretische Kontext zu berücksichtigen. Ebenso wie Beccaria nehmen natürlich auch Condillac und Lambert in den Beziehungen zwischen Sprache, Denken und Kultur eine Wechselseitigkeit der Einflüsse an.

Eine Wechselwirkung zwischen dem besonderen Charakter der Völker und dem ihrer Sprachen anzunehmen war zumindest Mitte des 18. Jahrhunderts schon nichts Außergewöhnliches mehr. Es ist auf diesem Hintergrund nur zu verständlich, dass die Berliner Akademie ein weit verbreitetes Thema aufgriff und zu seiner originellen Behandlung aufforderte.

²³ Beccaria (1764), Bd. I, S. 170: “Quanto più una nazione è selvaggia, tanto meno vede la differenza degli oggetti, dunque quanto più una nazione è selvaggia, tanto più le di lei metafore saranno ardit e forti, poiché vedrà meno dissomiglianze che una nazione più colta osservatrice [...]. Da ciò vedasi quanto la lingua influisca su le opinioni degli uomini, e vicendevolmente queste su quella”.

3.2. Relativität der Sprachen als Mittel der Erkenntnis und der Kommunikation: die Preisfrage für 1759

Für das Jahr 1759 wurde die Fragestellung deutlich auf die Relativität der Sprachen als Mittel der Erkenntnis und der Kommunikation orientiert: Welcher Art ist der wechselseitige Einfluss der Meinungen des Volkes auf die Sprache und der Sprache auf die Meinungen²⁴. Die Art der Aufgabenstellung weist eindeutig darauf hin, dass es um einen bestimmten Zweck ging, nämlich die Sprache als Mittel der Kommunikation, vor allem aber des Denkens zu vervollkommen. Es drückt sich darin eine letztlich auf Leibniz' *characteristica universalis* beziehbare Suche nach der perfekten Sprache aus, die jedoch nicht universalistisch und von einem vorgegebenen Ideal bestimmt konstruierend verfahren muss. Ausgehend von den Vor- und Nachteilen der empirisch gegebenen Sprachen wird vielmehr nach möglichen Verbesserungen gefragt. Diese Verfahrensweise setzt die Relativität der Sprachen als Erkenntnismethoden voraus.

Auch eine historische Dimension der Fragestellung wird bereits im Ausschreibungstext vorgegeben. Zuerst haben bestimmte spezifische Denkweisen sprachliche Ausdrucksformen und damit Fixierungen gefunden. In einer zweiten Stufe wirken diese Fixierungen nun auf das Denken zurück und können dabei auch dessen Weiterentwicklung behindern und Vorurteile festigen. Diese These, die

²⁴ Michaelis (1760).

seit Locke zu den Grundlagen der sensualistischen Sprachdiskussion gehört, und bei Condillac, Du Marsais, Diderot, aber auch bei Girard, Maupertuis und d'Alembert weitergehende theoretische Ausführungen angeregt hatte²⁵, war bereits eine zum Topos gewordene Position der Sprachdiskussion.

Der rückwirkende Einfluss der Sprache auf die Meinungen des Volkes kann nach der Auffassung des Preisträgers Johann David Michaelis sowohl positiv als auch negativ zu werten sein. Vorteilhaft sei er dann, wenn ein Reichtum an Wörtern vorhanden ist, der "so weit gehen muß, daß alles und jedes, was der Mensch denken kann, sein eigenes deutliches, einheimisches Wort hat, damit es ohne lange Umschreibung bezeichnet werden kann: ja dass man auch im Stande sey, es unter mehr als einem Gesichtspuncte vorzustellen"²⁶. Jedoch nicht nur Armut in der Sprache kann zu schädlichen Auswirkungen für Denken und Meinungen führen, sondern auch unproportionierter Überfluss. Auch das Fehlen von neutralen Bezeichnungen für bestimmte Begriffe kann sich ungünstig auswirken, insofern negativ oder positiv wertende Bezeichnungen Vorurteile festlegen. So gebe es im Deutschen kein wertungsfreies Wort für das französische *le luxe*, mit dem eine in der Aufklärung vieldiskutierte Erscheinung bezeichnet wurde, und Wörter wie *Ueppigkeit*, *Ueberfluß* legten bereits abwertende Urteile fest.

Die Relativität von Sprache als Erkenntnismittel stellt sich für Michaelis vorrangig als historisch-phi-

²⁵ Vgl. Haßler (1984); Ricken (1978); Ricken (1990); Haßler – Neis (2009).

²⁶ Michaelis (1760), S. 38.

logisch erklärbar dar. Folgerichtig ist der negative Einfluss der Sprache auf die Meinungen auch in erster Linie durch Verbesserung der Sprache zu bekämpfen:

Indessen kann etwas zur Verbesserung der irrigen Etymologien geschehen, nemlich, daß man andere richtigere Ausdrücke erfindet, und sie den irrigen an die Seite setzt. Dis ist einem jeden erlaubt, der der Sprache mächtig ist: er hat durch den Gebrauch der Sprache auch das Recht, neue Wörter und Redensarten, doch solche, die dem Genie der Sprache gemäß sind, und in nicht allzu großer Anzahl, zu machen²⁷.

Es gibt also doch eine Instanz, die sich dem sprachverbessernden Neuerungsstreben entgegensetzt: das *Genie der Sprache*. Michaelis entlehnt hier, etwas unglücklich im Verhältnis zur bereits ausgeprägten Bedeutung des deutschen Wortes *Genie*, einfach das französische *le génie de la langue*, als Bezeichnung für den besonderen Charakter einer Sprache, der auch prinzipielle Regeln für die Erweiterung und Entwicklung dieser Sprache vorgibt und die Möglichkeiten kennzeichnet, in denen sie positiven oder negativen Einfluss auf Erkenntnisprozesse nehmen kann.

3.3. *Génie de la langue* und Sensualismus

Das *génie de la langue* war zunächst ein deskriptiver Begriff, mit dem Ende des 17. Jahrhunderts versucht worden war, die in Beobachtungen zur Spra-

²⁷ Ebd., S. 81.

che zusammengetragenen Einzelbemerkungen zum vorbildlichen Gebrauch der französischen Sprache zu systematisieren. Zu einer Kategorie in der Diskussion um Universalien und Relativität von Sprachen wird dieser Begriff vor allem durch Condillac und seine ausführliche Diskussion des besonderen Charakters der Sprachen im *Essai sur l'origine des connaissances humaines* (1746).

Über die Annahme unterschiedlicher *génies des langues* wird schließlich die Berücksichtigung einer historischen und individuellen Dimension möglich, die gleichzeitig auf identische Funktionen von Sprachen verweisen. Für die Ausprägung dieser typologischen Besonderheiten nimmt Condillac in der *Grammaire* (1775) ein Modell der wechselseitigen Entwicklung von Bedürfnissen (*besoins*), Wissen (*connaissances*) und Sprachen (*langues*) an, das letztlich die Sprachverschiedenheit erklären und an eine universelle anthropologische Basis binden soll. Wenn Condillac die unterschiedlichen *génies des langues* mit Unterschieden im Denken in Verbindung setzt, so steht jedoch gerade auf dieser Basis auch für ihn die Frage nach dem Universellen, anthropologisch Notwendigen²⁸.

Wenn vor dem 19. Jahrhundert bereits verschiedene Ausprägungen des Konzepts einer einzelsprachlichen Geförmtheit festgestellt werden konnten, so gingen deren Vertreter stets von einer Auffassung der Sprache als Aneinanderreihung von Zeichen aus. Die Entwicklung eines Konzepts der Sprache als organisches Ganzes blieb Humboldt ebenso vorbehalten wie die Unterscheidung der Sprache als mög-

²⁸ Condillac [1775] (1948-51), Bd. 1, S. 435.

licherweise das Denken einengendes *Ergon* und der sich ständig entwickelnden und Kreativität ermöglichenden *Energeia*.

4. Humboldts Konzept der ‘sprachlichen Weltansicht’

4.1. Sprache und Denken beim frühen Humboldt

Humboldts Konzept einer ‘sprachlichen Weltansicht’ steht somit in der Tradition von Sprachtheorien, die von einem Einfluss der Sprache auf das Denken ausgehen und dabei auch einzelsprachliche Besonderheiten berücksichtigen. Der Frage direkter Einflüsse früherer Autoren auf Humboldts Sprachphilosophie soll hier nicht nachgegangen werden. Die damalige Zitierpraxis lässt das textuelle Belegen des Einflusses konkreter Autoren nicht zu. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass Humboldt die Diskussion zum Einfluss der Sprachen und ihrer jeweiligen Besonderheiten auf das Denken der Menschen bekannt war. In welchem Maße Humboldt dieser Diskussion verpflichtet war, belegen nicht nur inhaltliche Analogien. Sein Frankreichaufenthalt von 1797-1799 und die sich anschließende Reise nach Spanien und ins Baskenland (1799-1800 bzw. 1801) wurden zum Wendepunkt in seinem Leben und sie rückten das Thema Sprache in das Zentrum seiner Interessen. Diese Tatsache wurde vor-

wiegend damit begründet, dass Humboldt in dieser Zeit engen Kontakt mit fremden Sprachen und somit Anregungen zu Gedanken zum Zusammenhang von Sprache und Denkweise seines Volkes erhielt. Tatsächlich wird in den Tagebüchern Humboldts aus dieser Zeit an manchen Stellen aus einem einzigen Wort, das als repräsentativ genommen wird, auf den Geist und Charakter der französischen Sprache und Nation geschlossen²⁹. Auch später noch verweist Humboldt in seiner Arbeit *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus* auf die Bedeutung seiner Spanienreise, die er nur zum Zwecke des Sprachstudiums unternommen habe³⁰.

Neben den Begegnungen mit fremden Sprachen kann der Frankreichtaufenthalt Humboldts jedoch auch sein Interesse für die erkenntnistheoretische Relevanz der Sprachen und ihrer Unterschiede gefördert haben. Humboldt selbst äußert sich in seinen Tagebüchern mehrfach über die Ideologen als Schüler Condillacs, die "unendlich viel Gewicht in die Verbindung der Begriffe mit Zeichen"³¹ legen. Während seiner Pariser Aufenthalte hatte er unter anderem mit Grammatikern und Sprachtheoretikern wie Domergue, Ginguené, Daunou, Garat, Destutt de Tracy, Roederer und Degérando Begegnungen. Bemerkenswert ist auch, dass Humboldt in dieser Zeit die Werke Condillacs las, obwohl er sich auch in seinen Tagebüchern recht kritisch und zum Teil sogar abfällig über dessen sensualistische

29 Humboldt (1916-1918), Bd. 1, S. 386; Bd. 2, S. 54, 78, 82, 92, 101, 103, 107, 112, 114, 118, 133-134, 310, 338, 438.

30 Humboldt (1960-1964), Bd. 3, S. 174.

31 Humboldt (1916-1918), Bd. 1, S. 449.

Lehre äußerte. Wenn er im zweiten Teil des *Essai sur l'origine des connaissances humaines*, der die Sprache zum Inhalt hat, "nichts Tiefes und nichts Gelehrtes"³² sah, bedeutet das sicher noch nicht, dass er Condillacs Sprachtheorie einfach unverarbeitet ablehnte. Die kritische Haltung gegenüber Condillac darf nicht so sehr im Zusammenhang mit der Sprachtheorie gesehen werden, denn sie entspringt dem Bewusstsein, dass die sensualistische Philosophie für die "unzureichende französische Dichtungsauffassung"³³ verantwortlich sei.

Auf eine sprachtheoretische Kontinuität zwischen Condillac und Humboldt deutet hin, dass Humboldt in seinen Tagebüchern Äußerungen Condillac zum *génie des langues* notiert³⁴, und somit offensichtlich in ihnen einen Ausgangspunkt für seine eigenen zur gleichen Zeit beginnenden Überlegungen zum Charakter der Sprachen fand. Natürlich wurden Gedanken Condillacs oder der Ideologen von Humboldt nicht ungebrochen übernommen. Nach seinen Tagebucheintragungen beurteilte er bereits damals die philosophischen Richtungen im Lichte Kants und vermisste bei Condillac die Berücksichtigung der "Selbstthätigkeit" bei der Verarbeitung der Sinneswahrnehmungen sowie "wirkliche Abstraction" und "eigentliche Synthesis"³⁵.

Demgegenüber schätzt Humboldt die Lehre der französischen Ideologen mit folgenden Worten ein:

32 Ebd., Bd. 1, S. 447.

33 Vgl. Haßler (1984), S. 116.

34 Humboldt (1916-1918), Bd. 1, S. 448.

35 Ebd., S. 446-448. Zum Verhältnis des Empirismus zur Lehre Kants vgl. Formigari (1994).

“Zwei Dinge sind darin hauptsächlich charakteristisch: 1. Sie nehmen keine angeborenen Ideen an, und das mit Recht. [...] 2. da sie dies nicht annehmen ist ihre Metaphysik eine bloss rationale Psychologie”³⁶. Humboldt verbrachte offensichtlich in Paris nicht nur viel Zeit damit, den Ideologen Kant und Fichte näherzubringen³⁷, sondern er nahm auch Anregungen aus deren sensualistischen Einwänden mit. Humboldt hatte in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine Reihe von Arbeiten zur Ethnologie und vergleichenden Anthropologie verfasst, darin jedoch der Sprachproblematik keine Aufmerksamkeit geschenkt. Bereits 1797 schrieb er nun aus Paris an C. G. Körner, dass “für die Kultur einer Nation [...] schlechterdings nicht so wichtig als ihre Sprache”³⁸ sei.

Zunächst seien jedoch Ansätze in Humboldts frühen Texten selbst betrachtet, die er in seinen späten sprachtheoretischen Werken weiterverfolgte. Das gemeinsame Interesse Humboldts und der Ideologen für die Anthropologie ließ Humboldt offensichtlich auch in den sprachtheoretischen Methoden, die die Ideologen auf die Anthropologie übertrugen, Überlegenswertes finden. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris in ihrer unmittelbaren Umgebung teilt Humboldt seinem Lehrer F. A. Wolf von seiner Spanienreise mit: “Ich fühle, daß ich mich künftig noch ausschließender dem Sprachstudium widmen werde und daß eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer

36 Ebd., S. 449.

37 Vgl. den Brief an Schiller von 23. Juni 1798 in Humboldt (1962), Bd. 2, S. 221.

38 Brief an C. G. Körner vom 21. Dezember 1797; vgl. Aarsleff (1975), S. 432.

Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein könnten”³⁹. An diesem programmatischen Entschluss, an dem auch der Eintritt in den preußischen Staatsdienst nichts änderte, dürften die Ideologen Anteil haben.

Zu der Vermutung, dass Sprache und Individualität der Sprecher in einem Zusammenhang stehen, kommt Humboldt erstmals in der Folge von Überlegungen zur Übersetzung und zur Berechtigung von Neologismen. In einem Brief schreibt er am 14. September 1795 an Friedrich Schiller:

Da es gewiß sogar notwendig ist, die Sprache zu verbessern, aber gewiß nicht gut, in dem Neuern keine Grenze zu finden, so habe ich jetzt viel, indes noch ohne großen Erfolg, über die Auffindung dieser Grenzen nachgedacht. Viel, glaube ich, kommt darauf an, nicht alles für Verbesserung zu halten, was an sich in einer Sprache überhaupt ein Vorzug ist, sondern sehr genau die Eigentümlichkeit der besondern Sprache selbst zu sehen. Nicht bloß, daß die Sprache selbst ein organisches Ganze ist, so hängt sie auch mit der Individualität derer, die sie sprechen, so genau zusammen, daß dieser Zusammenhang schlechterdings nicht vernachlässigt werden darf⁴⁰.

Humboldt greift hier mit der Forderung nach Sprachverbesserungen entsprechend den Bedürfnis-

³⁹ Brief an F. A. Wolf aus Madrid, 20. 12. 1799, zitiert nach Aarsleff (1975), S. 433.

⁴⁰ Humboldt (1962), Bd. 1, S. 150.

sen des Gedankenausdrucks und des Erkenntnisfortschritts, der Neologieproblematik und der Feststellung eines Zusammenhangs zwischen dem Charakter der Sprache und der Individualität der Sprecher gleich drei zentrale Themen der Sprachdiskussion der Aufklärung auf. Mit der *Eigentümlichkeit der besondern Sprache* bewegt er sich auf dem begrifflichen Horizont des *génie de la langue*, weist diesem jedoch den Charakter eines organischen Ganzen zu, was für die Ausformung seiner späteren Sprachtheorie von zentraler Bedeutung sein wird.

Während sich 1795 das spätere Interesse Humboldts für sprachtheoretische Probleme allerdings nur andeutet, kommt er fünf Jahre später, ebenfalls in einem Brief an Schiller, bereits zu einer expliziten Formulierung der These von der sprachlichen Weltansicht:

Das Vergangene ist vergangen, das jetzt Tätige ist nur durch alle bisherige Übung gestärkte und zu dieser Tätigkeit in diesem Augenblick bestimmte Kraft. Da wir aber Sprache selbst, und nur nach und nach und nur für und durch unser Denken mühsam gebildet haben [...], so bringt uns die Sprache unaufhörlich die Arbeit unseres Geistes, und zwar in lauter bis auf einen gewissen Punkt gelungenen, aber immer nur halb vollendeten Versuchen zurück, die also auch immerfort zum weiteren Fortschreiten zugleich Stimmung und Leitung gewähren. Dass nun ist es, was ich die eigentliche Kraft der Sprache nennen möchte, ihre Fähigkeit, den Betrieb und die Kraft zu

erhöhen, immerfort – wie sie es nennen wollen – mehr Welt mit sich zu verknüpfen oder aus sich zu entwickeln⁴¹.

In diesem Text, der zwanzig Jahre vor dem Entstehen der großen sprachtheoretischen Werke Humboldts geschrieben wurde, ist bereits der Hinweis auf ein Zusammenwirken zwischen der Erkenntnistätigkeit und ihrem sprachlichen Resultat enthalten. Die Sprache ist nicht nur Mittel der Erkenntnis, sondern sie kann Welt “aus sich [...] entwickeln”. Ganz im Sinne der bekannten Position aus dem späteren Werk Humboldts wird hier bereits von einer “Kraft” gesprochen, die in der Sprache oder durch die Sprache wirkt, ohne das Wesen dieser Kraft jedoch genauer zu fassen.

In diesen frühen Formulierungen der These von der sprachlichen Weltansicht geht Humboldt noch vor allem von der Auffassung der Sprache als Ergon aus. Die Energeia-Auffassung der Sprache, die auch in ihrer Anwendung auf die Problematik der Sprachrelativität des Denkens zu einer Weiterentwicklung gegenüber der Aufklärung führte, ist offensichtlich erst auf einer späteren Etappe seiner sprachtheoretischen Überlegungen in vollem Umfang entwickelt worden.

Auch Humboldts erste zusammenhängende Darstellung der Sprachproblematik in einem wissenschaftlichen Werk (*Latium und Hellas oder Betrachtungen über das classische Altertum*, 1806) geht vorwiegend davon aus, dass die Sprache ein “Erzeugnis”⁴²

41 Humboldt (1962), Bd.2, S. 207.

42 Humboldt (1960-1964), Bd. 2, S. 207.

ist und betrachtet sie als “eine Welt, die zwischen der erscheinenden ausser, und der wirkenden in uns in der Mitte liegt”⁴³. Dass Humboldt in dieser Zeit jedoch bereits mit dem Verhältnis von Tätigkeit und Werk beschäftigt war, zeigen Bemerkungen außerhalb sprachtheoretischer Zusammenhänge⁴⁴.

4.2. Besonderheiten des Konzepts der sprachlichen Weltansicht

Waren Condillac, Michaelis und andere Autoren des 18. Jahrhunderts von der Frage nach dem Einfluss der sprachlichen Zeichen auf die Denkprozesse ausgegangen und sie auf dieser Grundlage konstatiert hatten, dass die Menschen in den von ihrer (Mutter)sprache vorgegebenen Bahnen denken, so lehnt Humboldt die Auffassung der Sprache als Zeichensystem für eine philosophische Sprachbetrachtung ab:

Den nachtheiligsten Einfluss auf die interessante Behandlung jedes Sprachstudiums hat die beschränkte Vorstellung ausgeübt, dass die Sprache durch Convention entstanden, und das Wort nichts als Zeichen einer unabhängig von ihnen vorhandenen Sache, oder eines ebensolchen Begriffs ist⁴⁵.

43 Ebd., S. 60.

44 Ebd., Bd. 2, S. 28: “die längste Vergangenheit existiert nur noch in dem gegenwärtigen Moment, und das ganze Universum wäre vernichtet, wenn sein jedesmaliges Wirken vernichtet werden könnte”.

45 Ebd., S. 59-60.

Das Wort sei zwar Zeichen, insofern es für eine Sache oder einen Begriff gebraucht werde, in der Art seiner "Bildung und seiner Wirkung" sei es jedoch "ein eigenes und selbstständiges Wesen, ein Individuum"⁴⁶. Unmittelbar an diese Ablehnung der Zeichenauffassung schließt Humboldt seine Schlussfolgerung an, dass die Summe der Wörter, die Sprache, eine Welt sei.

Mit der Auffassung der Sprache als Wesen, als organisches Ganzes, ist zugleich die Grundlage für eine komplexere Auffassung von der Sprachrelativität des Denkens gegeben. Sprache, menschliche Erkenntnis und Handeln bilden eine untrennbare dialektische Einheit, deren Zusammenhänge in mystischem Sinne verstanden werden:

Der Mensch denkt, fühlt und lebt allein in der Sprache, und muss erst durch sie gebildet werden, um auch die gar nicht durch Sprache wirkende Kunst zu verstehen⁴⁷;

Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer anderen hinübertritt⁴⁸.

46 Ebd., S. 59.

47 Ebd., Bd. 3, S. 77.

48 Ebd., S. 434.

Obwohl hier die Metapher des Aus-Sich-Herausspinnens eine romantische Mystifizierung der Sprache beinhaltet, deutet die Analogie der Formulierung, dass die Sprachen einen Kreis um das Volk ziehen, zu Condillacs Feststellung, dass sie neue Horizonte eröffnen, auf mehr als eine formale Übereinstimmung hin. Die These von der Sprachrelativität des Denkens erhält – wenn auch in einem neuen Sinne – bei Humboldt wie in der Aufklärung eine wichtige Funktion bei der Erklärung der menschlichen Erkenntnisfähigkeit und ist ebenfalls wie bei vielen Aufklärern mit dem Aufruf zum verantwortungsbewussten Verhalten gegenüber der Sprache verbunden.

Humboldt hat den Weg fortgesetzt, auf dem die Problematik der Sprachverschiedenheit auf der Grundlage der Annahme einer gegenseitigen Abhängigkeit von Sprache und Denken zum Postulat einer einzelsprachlichen Spezifität des Denkens führte: “Das Denken ist aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern, bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten”⁴⁹. Aus dieser einzelsprachlichen Prägung des Denkens ergibt sich für Humboldt die sprachliche Weltansicht, deren Erforschung er zum eigentlichen Ziel der Sprachuntersuchung erhebt. Die Sprachen setzen dem Denken jedoch keine Grenzen, denn das Erkennbare liegt zwischen ihnen und kann durch die gegenseitige Ergänzung unterschiedlich geprägter sprachlicher Weltansichten zugänglich werden:

49 Ebd., S. 16.

Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zum bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen, und unabhängig von ihnen, in der Mitte⁵⁰.

Die Veränderung der Auffassung der einzelsprachlichen Geformtheit des Denkens liegt bei Humboldt gegenüber der vorangegangenen Sprachdiskussion jedoch nicht nur in der Konzeption der Sprache als "Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung"⁵¹, die vom Wirken einer dem Menschen innewohnenden mystischen Kraft ausgeht und vom Wesen der Sprache als historisch entstandene Erscheinung absieht. Während in der Sprachdiskussion der Aufklärung die Sprachgemeinschaft als im Wesentlichen durch soziale Faktoren geprägte Menschengruppe aufgefasst wurde, deren Charakter durch die gemeinsame Sprache Stabilität erhält und zusätzlich geformt werden kann, geht Humboldt so weit, sogar den Begriff der Nation mittels des Sprachkriteriums zu definieren: "Eine

50 Ebd..

51 Ebd., S. 3.

Nation in diesem Sinne ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealistische Totalität individualisiert⁵². Die Verschiedenheit der Sprachen ist für Humboldt nicht nur eine naturhistorische Gegebenheit als notwendige Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme, sondern eine intellektuell-teleologische Erscheinung als Bildungsmittel der Nationen⁵³.

4.3. Rezeptionspotential des Konzepts der ‘sprachlichen Weltansicht’

Mit Humboldts Konzept der ‘sprachlichen Weltansicht’ hatte die Annahme einer Sprachrelativität des Denkens zweifellos einen Höhepunkt erreicht. Die Rezeption und die Umdeutung dieses Begriffs setzen sich jedoch bis heute fort. Nur bedingt als Kontinuität gegenüber Humboldt kann das Vorgehen der Neohumboldtianer betrachtet werden, die Humboldts Gedanken aus dem historischen Kontext herauslösten und im Sinne einer “sprachlichen Zwischenwelt”, die den Zugang zur adäquaten Erkenntnis der Wirklichkeit verhindert, interpretierten. Auch die starke Form der These von Benjamin Lee Whorf, nach der die Sprache das Denken und Handeln der Menschen determiniert, stellt im Vergleich zu Humboldts komplexem Verständnis des Verhältnisses von Sprache und Denken eine Vereinseitigung dar.

⁵² Ebd., S. 160.

⁵³ Ebd., S. 6.

Zwar konstatiert Humboldt, “dass doch gewisse Sprachformen dem Geist unläugbar eine gewisse Richtung geben, und ihm einen gewissen Zwang auferlegen”⁵⁴, solche Feststellungen dürfen jedoch nicht isoliert betrachtet werden. Oberflächlich betrachtet lässt sich sogar ein Widerspruch in Humboldts Denken feststellen, insofern er zwar die Sprachen als unterschiedliche Wege und Methoden der Erkenntnis betrachtet, das Erkennbare als Ziel aber unabhängig von ihnen definiert. Die Sprache verleiht dem menschlichen Denken Subjektivität in der Annäherung an das Erkennbare. Diese Subjektivität kann jedoch durch das Zusammenwirken mehrerer Sprachen verringert werden:

Denn immer bleibt das Objektive das eigentlich zu Erringende und wenn der Mensch sich demselben auf der subjektiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer Sprachsubjektivität mit der anderen, das Subjective abzusondern, und das Object möglich rein davon auszuschneiden⁵⁵.

Dieser Optimismus Humboldts im Hinblick auf die Überwindbarkeit des Subjektiven der einzelnen Sprachen als Erkenntnismethoden drückt sich auch in seiner prinzipiellen Bejahung der Frage nach der Übersetzbarkeit aus. Die “allgemeine Verwandtschaft” aller Sprachen und die “Biegsamkeit der Begriffe und ihrer Zeichen”⁵⁶ lasse es zu, Inhalte in

⁵⁴ Ebd., S. 30.

⁵⁵ Ebd., S. 20-21.

⁵⁶ Ebd., S. 12.

verschiedenen Sprachen auszudrücken und zu übersetzen. Hier deutet sich auch der Gedanke an, dass die Sprachrelativität beim Übersetzen nicht in der prinzipiellen Ausdrucksmöglichkeit, sondern im Nahelegen bestimmter Ideen durch das Vorhandensein entsprechender Begriffe wirksam wird:

Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nemlich das, was in der lebendigen Welt das Individuum. Es ist auch schlechterdings nicht gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt, was eine andere durch Ein Wort ausdrückt; nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung, gegen den Begriff einer bloßen Form, nicht mehr als modificierte Ideen, sondern als die Modification angehende erscheinen; aber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe. Das Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige, was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht ebenso im Ausdruck erscheint, und die ganze lebendige Wirksamkeit des Worts, als Individuum, fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrücke fehlt⁵⁷.

Das für Humboldt die zu erkennende Wirklichkeit nicht erst sprachlich konstituiert wird, ergibt sich bereits aus seinen – allerdings eher spärlichen – Überlegungen zum Ursprung der Sprache. Ähnlich wie Rousseau, der bereits an der Erfindbarkeit der Sprache durch den Menschen aufgrund dessen unzulänglicher kognitiver Ausstattung gezweifelt hatte, nimmt auch Humboldt die Sprache als “unmit-

⁵⁷ Ebd., S. 15.

telbar in den Menschen gelegt” an:

Die Sprache muss zwar, meiner vollsten Ueberzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewusstseyns ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache liesse sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als blossen sinnlichen Anstoss, sondern als artikulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muss schon die Sprache ganz, und im Zusammenhange in ihm liegen⁵⁸.

Für Humboldt stellt die Sprache somit auf allen Entwicklungsstufen einen Organismus dar, der sich ständig weiterentwickelt, der aber ursprünglich “mit Einem Schlage”⁵⁹ entstanden ist. Einmal entstanden und von den Menschen erworben, stellt die Sprache mit ihren Eigentümlichkeiten nach Humboldts Auffassung aber notwendigerweise das *Organ* ihrer kognitiven Annäherung an die Welt dar:

Man kann vielmehr als allgemein anerkannt annehmen, dass die verschiedenen Sprachen die Organe der eigenthümlichen Denk- und Empfindungsarten der Nationen ausmachen, dass eine grosse Anzahl von Gegenständen erst durch die sie bezeichnenden Wörter geschaffen

58 Ebd., S. 10.

59 Ebd., S. 11.

werden, und nur in ihnen ihr Daseyn haben (was sich in der Art, wie sie im Worte gedacht werden, und im Denken durch Sprache auf den Geist wirken, eigentlich auf alle ausdehnen lässt), dass endlich die Grundtheile der Sprachen nicht willkürlich, und gleichsam durch Verabredung entstanden, sondern aus dem Innersten der Menschennatur hervorgegangene, und sich (man könnte hinzusetzen: als gewissermaßen selbstständige Wesen in einer bestimmten Persönlichkeit) erhaltende, und forterzeugende Laute sind⁶⁰.

60 Ebd., S. 26.

Bibliographie

- Aarsleff, H. (1975): *The Eighteenth Century including Leibniz*, in Th. A. Sebeok (Hrsg.): *Current Trends in Linguistics*. Vol. 13: *Historiography of Linguistics*, The Hague, Paris: Mouton, S. 382-479.
- Bahner, W. [1956] (1990): *Beitrag zum Sprachbewußtsein in der spanischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts*, Berlin: Rütten & Loening.
- Beccaria, C. (1764): *Opere*, Firenze: G. Barbera.
- Borbón, F. de (2013): *Historia de las lenguas de la España primitiva*. Reproducción digital. Madrid: RAE.
- Christmann, H. H. (1967): *Beiträge zur Geschichte der These vom Weltbild der Sprache*, in «Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften und der Literatur», Nr. 7, S. 441-469.
- Christmann, H. H. (1978): *Antoine de Rivarol und Johann Christoph Schwab pari passu. Zwei Stellungnahmen zur Universalität der französischen Sprache*, in J. Thomas (Hrsg.): *Studia neolatina. Festschrift für Peter M. Schon*, Aachen: Mayer 1978, S. 24-37.
- Condillac, É. B. de (1948-1951): *Oeuvres philosophiques*. Texte établi et présenté par Georges Le Roy, Paris: Presses Universitaires de France.
- Dutz, K. D. (Hrsg.) (2000): *Interpretation und Re-Interpretation. Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899-1985)*, Münster: Nodus Publikationen.
- Formigari, L. (1994): *La sémiologie empiriste face au kantisme*. Traduit par Mathilde Anquetil, Liège: Mardaga.

- Gonçalez Holguin, D. (1607): *Gramatica y arte de la lengua general de todo el Peru, llamada lengua Quichua, o lengua del Inca*, Ciudad de los Reyes del Peru [Lima]: Francisco del Canto.
- Gumperz, J. J. – Levinson, S. C. (Eds.) (1996): *Rethinking Linguistic Relativity*, Cambridge: University Press.
- Haßler, G. (1984): *Sprachtheorien der Aufklärung zur Rolle der Sprache im Erkenntnisprozeß*, Berlin: Akademie Verlag.
- Haßler, G. (1991): *Theorie und Praxis der Beschreibung von Fachsprachen in der Enzyklopädie der französischen Aufklärung*, in J. Albrecht – R. Baum (Hrsg.): *Fachsprache und Terminologie in Geschichte und Gegenwart*, Tübingen: Narr, S. 23-34.
- Haßler, G. – Neis, C. (2009): *Lexikon sprachtheoretischer Begriffe des 17. und 18. Jahrhunderts*, Berlin, Boston: Walter de Gruyter.
- Huerta, A. de ([1616] 1993): *Arte Breve de la lengua Quechua [1616]*. Introduction of Ruth Moya and transcription of Eduardo Villacis, Quito: Corporación Editora Nacional (Ciudad de los Reyes del Perú [Lima]), Francisco del Canto).
- Humboldt, W. v. (1916-1918): *Tagebücher*, hrsg. von A. Leitzmann, 2 Bände. Berlin: B. Behr's Verlag.
- Humboldt, W. v. (1960-1964): *Werke in fünf Bänden*, Berlin: Rütten und Loening.
- Humboldt, W. v. (1962): *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*. Hrsg. von Siegfried Seidel, Berlin: Aufbau-Verlag.
- Lambert, J. H. (1764): *Neues Organon*, Leipzig: Wendler.

- Locke, J. ([1690] 1894): *An Essay concerning Human Understanding*, ed. by A. C. Fraser, Oxford: University of Oxford Press.
- Locke, J. (1994 (¹1972): *Essai philosophique concernant l'entendement humain*. Traduit par Pierre Coste [1700]. Edité par Emilienne Naert. Quatrième tirage, Paris: Vrin.
- Lope Blanch, J. M. (1990): *Estudios de historia lingüística hispánica*, Madrid: Arco/Libros.
- Michaelis, J. D. [1762] (1974): *De l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions*. Nouvelle impression en facsimilé de l'édition 1762 avec un commentaire par Helga Manke et un préface par Herbert E. Brekle. Stuttgart – Bad Cannstatt: Friedrich Frommann Verlag (Günter Holzboog).
- Michaelis, J. D. et al. (1760): *Dissertation qui a remporté le prix proposé par l'Académie Royale des sciences et belles lettres de Prusse, sur l'influence réciproque du langage sur les opinions, et des opinions sur le langage, avec les pièces qui ont concouru*, Berlin: Haude et Spener.
- Niemeier, S. – Dirven, R. (Eds.) (2000): *Evidence for Linguistic Relativity*, Philadelphia, Amsterdam: John Benjamins Publishing Co..
- Pütz, M. – Verspoor, M. H. (Eds.) (2000): *Explorations in Linguistic Relativity*, Philadelphia, Amsterdam: John Benjamins Publishing Co..
- Ricken, U. (1978): *Grammaire et philosophie au Siècle des Lumières. Les controverses sur l'ordre naturel et la clarté du français*, Lille: Presses Universitaires.
- Ricken, U. (Hrsg.) (1990): *Sprachtheorie und Weltanschauung in der europäischen Aufklärung*, Berlin: Akademie Verlag.

- Schulenburg, S. v. d. (1973): *Leibniz als Sprachforscher*. Hrsg. und mit einem Vorwort von. v. K. Müller, Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Storost, J. (1994): *Langue française – langue universelle? Die Diskussion über die Universalität des Französischen an der Berliner Akademie der Wissenschaften. Zum Geltungsanspruch des Deutschen und Französischen im 18. Jahrhundert*, Bonn: Romanistischer Verlag.
- Valdivia, L. de (1606): *Arte y Gramatica General de la lengua que corre en todo el Reyno de Chile con un Vocabulario, y Confessorio*, Lima: Francisco del Canto (Facsimile-Ausgabe von Julio Platzmann, Leipzig, B. G. Teubner 1876).
- Vico, G. (1990): *Opere*, a cura di Andrea Battistini, Milano: Arnoldo Mondadori Editore.

